

Zu Besuch in der Westbank

Wüst hängt die Karte wieder zurück. Wir prüfen, ob sie nicht schief hängt

Seit der Wahl von Ariel Sharon zum israelischen Ministerpräsidenten haben sich die Spannungen zwischen Israel und der palästinensischen Bevölkerung verschärft. Ein Augenzeugenbericht aus der Westbank zu dieser Zeit.

MICHAEL WALTHER

Sameh Hijazi und Dorine Munayyer holen mich am Damaskus-Tor in Jerusalem ab. Sie wollen mich zu einem Flüchtlingslager in der Nähe von Ramallah bringen, Jalazon. Die Hälfte der drei Millionen Palästinenserinnen und Palästinensern leben in solchen Lagern, viele von ihnen seit 1948.

Hijazi ist Regisseur. Er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in einem palästinensischen Vorort von Jerusalem. An einer christlichen Privatschule in Ramallah gibt er Intifada-Jugendlichen Theaterunterricht. Ausserdem inszeniert er am palästinensischen Nationaltheater in Jerusalem. Munayyer ist eine blutjunge, emanzipierte christliche Palästinenserin. Sie wohnt bei ihren Eltern in der Jerusalemer Altstadt. Sie ist Schauspielerin und arbeitet mit Hijazi zusammen.

Nach fünf Minuten erreichen wir den Checkpoint, die „grüne Grenze“ zwischen Israel und palästinensischem Gebiet. Betonelemente verengen den Weg. Die Station ist ein simpler Verschlag, auf dem mitten in palästinensisch bewohntem Gebiet die israelische Flagge weht. Israelische Soldaten stehen davor.

Hinter dem Checkpoint, den wir unbehelligt passieren, beginnt die C-Zone. Seit dem Osloer-Abkommen ist die Westbank in A-, B- und C-Zonen unterteilt. A heisst Autonomie, B Teilautonomie der Palästinenser.

In den C-Zonen, die flächenmässig noch immer rund 60 Prozent der Westbank ausmachen, hat die palästinensische Autonomieverwaltung nichts zu sagen. Hier liegt die Verantwortung für Sicherheit und für Infrastruktur allein bei den Israelis. Augenblicklich ist die Welt wie verwandelt. Der Asphaltbelag ist voller Löcher. Dicke Querschwelen sind eingebaut, angeblich, um den Verkehr weniger gefährlich zu machen. So hoppeln die Autos ungeschickt voran, ein ewiges Stop and Go in einer ständigen Staubwolke. Das Schlimmste jedoch: Das Ödland zwischen den Häusern ist übersät mit Kehricht. Alle umliegenden arabischen Länder haben eine bessere Infrastruktur, als sie in den C-Zonen der Westbank herrscht. Das moderne Jerusalem liegt kaum ein paar Minuten zurück.

Wegen der Blockade der Hauptstrasse, quetscht sich der ganze Verkehr durch Wohnquartiere oder holpert über regelrechte Feldwege. „Hier“, sagt Hijazi und weist auf einen Erdhaufen. Vor einer Woche hätten die Israelis auch diesen Weg mit Erde zugeschüttet. „Hernach kommen jeweils unsere Jungs und räumen alles wieder weg. Wir spielen Katze und Maus.“ In der B-Zone, wo die Palästinenser Teilautonomie

haben, wird die Infrastruktur spürbar besser. Vor Ramallah übernehmen palästinensische Truppen die Sicherheitsbelange. An ihrem Checkpoint weht Grün, Schwarz, Weiss und Rot, ihre Flagge. „Die Jungs“, sagt Hijazi abermals.

Ramallah boomt, und dies seit den achtziger Jahren. Ein Mövenpick-Hotel ist eben im Bau. Die Jugendlichen geben sich westlich, tragen Handys und Sonnenbrillen. Überall stehen und lehnen sie in Gruppen herum, an den Hauswänden, an den Autos gelehnt oder auch mitten in der Strasse. Dies ist die Intifada-Jugend. Die Hälfte der Bevölkerung in Ramallah ist unter 14.

Dicht an dicht stehen die Geschäfte. Es gibt Kinos und Theater. Die Ware ist westlich. An den Häusern stehen Parolen, die die Befreiung vom israelischen Joch ankündigen. Es sind dieselben Parolen wie 1987. Nach dem Oslo-Abkommen wurden sie von den Hauswänden geputzt. Nun stehen sie wieder da, als hätte es Oslo nicht gegeben.

In der Mitte der Stadt lassen mich Hijazi und Munayyer aussteigen und übergeben mich einem Freund, Salah Abu-Lafi. Er stellt sich mir als Kameramann vor. Auch wir gehen, wie alle hier, mitten auf der Strasse. In einem Garagenhochhaus, einer Art Minibusbahnhof, steigen wir in ein Sammeltaxi. Auf der Fahrt Richtung Norden liegt ringsum wunderbares Hügelland. Überall gibt es Landwirtschaft. Die Hügel und Wiesen sind voller Ölbäume, eine Art Toskana.

Das Taxi stoppt auf einer Dorfstrasse. Abu-Lafi führt mich die nächste Treppe hoch. Wir betreten einen Raum im ersten Stock, der aussieht wie ein leerer Tanzsaal. Dahinter liegt ein Büro und ein kleines Klassenzimmer. An den getäfelten Wänden hängen Kinderzeichnungen. In den Gestellen stehen bunte broschiierte Lesehefte, darunter steht ein Kopierer. Alles wirkt sauber, neu und intakt. In dieser Mischung aus Büro und Klassenzimmer wartet der 32-jährige Jaber Azzam. Er leitet den Jalazon-Club, wie dieser Freizeitklub für Jugendliche heisst, den Männer und Frauen gemeinsam besuchen können. Der Klub wird vom UNWRA sowie weiteren europäischen Geldgebern finanziert.

Jalazon existiert seit der Staatsgründung von Israel 1948, als die palästinensische Bevölkerung zum Teil unter Gemetzeln aus dem Gebiet des heutigen Staats Israel vertrieben wurde und in die Westbank, damals also nach Jordanien, flüchtete. Alle Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfs sind Flüchtlinge von 1948.

8400 Menschen leben in Jalazon. Doch den Ort gibt es offiziell nicht. Denn die Israelis ignorieren die Flüchtlinge. Doch das Lager figuriert auch auf der Landkarte der palästinensischen Autonomiebehörde nicht. Seine Anerkennung hiesse, den Status Quo nach 1948 anzuerkennen. Auch die Bewohner wollen alle – irgendwann – zurück in die Gebiete ihrer Grosseltern, auch wenn deren Häuser längst nicht mehr stehen. Gemäss Uno haben sie das Recht dazu.

Inzwischen sind aus den Zeltlagern längst Dörfer geworden. Dörfer allerdings, die weit ärmlicher sind, als auf dem Land in Palästina üblich. Nur die Moschee steht denen in anderen Dörfern kaum nach. Verwaltet wird Jalazon – wie alle „Lager“ – vom UNWRA, das auch die obligatorische, für Buben und Mädchen getrennte Schule organisiert. Wahlen gibt es noch nicht. Auch die palästinensische Behörde

macht Politik auf dem Rücken dieser ärmsten Bevölkerung – allerdings zum Teil auch im Einklang mit ihr.

Azzam ist sympathisch und offen. Er trägt einen Schnurrbart, eine schwarze dünne Bundfaltenhose, eine goldfarbene Uhr. Auf seinem Tisch liegt Jostein Gardners „Sophies Welt“ auf Arabisch. Das ehemalige Haus von Azzams Eltern und Grosseltern in der Nähe von Tel Aviv steht nicht mehr. Doch Azzam möchte trotzdem zurück. „Es ist unser Recht, für die Rückkehr zu kämpfen. Das Land gehört uns.“

Ich frage Azzam, warum er nicht weggeht. Fürs Weggehen brauche es Bewilligungen. Er zählt sie auf: eine Sicherheitsbewilligung, eine Passierbewilligung, eine Bewilligung, um auswärts zu übernachten, um ins Spital zu können oder um in beispielsweise nach Jerusalem in die Moschee zu gehen.

Der Jalazon-Club soll den Jugendlichen eine Alternative zur Strasse bieten. „Aber ich verbiete es ihnen nicht, bei der Intifada mitzumachen. Das ist ihr Recht, weil wir besetzt sind. Wir haben das Recht auf unser Land zurückkehren“, sagt Azzam.

Das Zentrum von Jalazon ist ein kleiner Platz mit einer Säule und einem äusserst einfachen Kaffeehaus mit einer Veranda. Gassen zweigen in alle Richtungen ab. Männer stehen und sitzen herum, dicht wie auf einem Markt. Doch sie haben alle nichts zu tun.

Azzam grüsst nach links und rechts. Alle kennen ihn. Er scheint, trotz seiner Jugend, ein Mann des Vertrauens zu sein. Wir werden zum Kaffee eingeladen. Die Männer bestätigen, dass sie nur von Zeit zu Zeit arbeiten können. Einer von ihnen sagt, er habe im vergangenen Monat zehn Tage gearbeitet und 110 Dollar verdient. Alle in der Runde sind um die Dreissig. Alle sind verheiratet, leben mit – ebenfalls verheirateten – Geschwistern in wenigen Räumen. Einer hat fünf Kinder zwischen drei und sieben. Seine Frau ist schwanger. Insgesamt lebten 19 Personen in der Wohnung.

Ich will wissen, was die Leute tun, wenn sie nicht arbeiten können. „Wir kommen am Abend auf die Strasse, reden miteinander und spielen Karten. Wir tauschen Informationen aus.“ Einige von ihnen wollten nach Amerika gehen.

„Und die Frauen?“

„Sie besuchen einander zu Hause.“ Die Kinder spielten auf der Strasse.

Seit zwei Tagen dauert das Opferfest, für die Muslime das wichtigste Fest im Jahr, das in beiden Religionen, im Judentum und im Islam, auf die Opferung des Sündenbocks durch Abraham bzw. Ibrahim zurückgeht. Noch heute werden Schafe geschlachtet. Die Leute besuchen sich. Man kleidet sich neu ein. Es gibt Süßigkeiten. Dieses Jahr hätten sie kaum Süßigkeiten für die Kinder kaufen können, erzählen die Männer.

Im Dorf gibt es 15 Geschäfte, darunter eine Metzgerei. Die Läden sind kaum zimmergross. Auf den wenigen Gestellen stehen Grundnahrungsmittel und Büchsen, nichts Frisches. Sie wirken provisorisch.

Die Gassen sind ungeteert. Wenn es regnet, spülen Regenwasser, Erde und Abfall durchs Dorf und stauen sich am Ende der Gasse. Das Dorf darf nicht wachsen. Weil die Flüchtlinge nicht mehr Raum bekommen, stocken sie die bestehenden Gebäude um ein weiteres Stockwerk auf.

Am Strassenrand steht ein schwarzer Audi 80 in gutem Zustand, wie ihn die palästinensische Administration fährt. „Der ist nicht von hier“, sagt Azzam und weist auf einen verbeulten VW Jetta.

Ein paar Schritte weiter liegt das Zuhause des 32-jährigen Mohammad Jihad. Durch ein Tor in der Mauer betreten wir einen Hof mit vier Räumen. Der kleinste, nicht grösser als ein Besenschrank, ist die Toilette. In der Küche steht ein Gasherd, auf zwei Tablaren stehen Töpfe, Geschirr und Dosen. Alles ist peinlich sauber. Im Wellblechdach hat es Löcher. Auch im Nebenraum spürt man die Feuchtigkeit. Ein sauber gemachtes Bett befindet sich darin. An einer Wand türmen sich bis unters niedere Dach Decken. Hier schlafte gelegentlich sein Vater, sagt Jihad.

Zuoberst im Hof liegt der eigentliche Wohnraum der Familie. Hier leben Jihad, seine Frau Nasim und ihre zwei Söhne, der zweieinhalbjährige Ahmad und der eineinhalbjährige Mohammad. Ausser einem Schrank, drei Stoffmatratzen, die an der hinteren Wand lehnen, und dem Hochzeitsbild von Mohammad und Nasim ist der Raum leer.

Drei, vier grüne Plasticsessel stehen im Hof. Wir werden gebeten, uns zu setzen. Nasim schenkt uns aus einer goldfarbenen Kanne Kaffee ein. Es gibt für vier kleine Tässchen je einen Schluck. Für Jehads Freund reicht es nicht. Aber die Nasim gibt uns den letzten Rest, den sie hat.

Draussen begegnen wir auf wenigen Schritten Dutzenden von Kindern, die auf den ungeteerten Wegen im Dorf spielen, mit Plasticflaschen, Papierfetzen und – wie alle palästinensischen Kinder – mit Stöcken. Die kleinen Buben und Mädchen spielen gemeinsam. Ein Kind schüttet den Staub der Strasse in einen Plasticsack und leert den Staub anschliessend an eine Hauswand. Trotz dem Elend, die Kinder stimmen einen hoffnungsvoll.

Bald gelangen wir an den Rand des Camps. Ringsum liegen Wiesen, Äcker, Orangen- und Olivenbaumgärten. Der Blick geht weit Richtung Tel Aviv hinab. Nur an einer Stelle hat Jalazon seine Grenzen verlassen: Dort wo mitten in der grünen Wiese die Begräbnissteine der Toten stehen.

Vom Dorfrand aus ist eine neue Siedlung der Israelis zu sehen. Wie alle Siedlungen liegt sie zuoberst auf einem Berg und gleicht einer Festung. Sie heisst, nach dem nahegelegenen alttestamentlichen Vorgänger, Bet-El, Haus Gottes. Von Bet-El aus haben die Besatzer Einblick in das Flüchtlingscamp wie Big Brother. Die Siedlung verfügt im Vergleich zu Jalazon über jeden Luxus. Erste und dritte Welt in wenigen hundert Meter Abständen.

Am Dorfrand von Jalazon liegt romantisch eingebettet eins der besseren Häuser. Es ist mehrstöckig und hat sogar einen Garten. Die Männer auf der Terrasse haben im

Unterschied zu denjenigen vorher eine Festanstellung. Einer arbeitet als Lehrer in einem Nachbardorf – einem offiziellen Dorf, keinem Camp. Der andere, mit einer Universitätsausbildung wie Azzam, arbeitet als Übersetzer für eine Menschenrechtsorganisation in Ramallah. Auch hier wird für uns schwarzer Tee mit Zucker und Minze zubereitet. Der Mann, der bei der Menschenrechtsorganisation arbeitet, will wissen, wie man die Palästinenser in der Schweiz sieht, ob sie als Terroristen gälten. „Man soll sich überlegen, wieso die Leute bei uns das tun, wieso sie Steine werfen oder sogar Bomben legen. Das tun man nicht aus Vergnügen“, sagt er.

Als wir auch dieses Haus verlassen, werfe ich einen Blick zurück. Es ist die Landschaft, die man sich als das Gelobte Land vorstellt, mit Ölbäumen, nun vom Abendlicht eingetüncht und von einem leichten Dunst umhüllt.

Zusammen mit Ruth Widmer besuche ich anderntags die Jugendtheatergruppe des palästinensischen Theaterschaffenden Sameh Hijazi in Ramallah. Seine Schüler sind Jugendliche aus der Stadt Ramallah – neun junge Männer und neun junge Frauen, alle zwischen 15 und 17 Jahren alt. Sie alle haben an der Intifada teilgenommen oder sind mindestens von ihr betroffen. Sie haben Steine geworfen oder sie kennen jemanden, der durch die Intifada gestorben ist – einen „Märtyrer“.

Die Jugendlichen besuchen die evangelisch-lutherische „School of hope“, eine Privatschule. Theaterunterricht haben sie jeden Sonntag für vier Stunden.

Ruth Widmer leitet in Basel die „Theaterfalle“, ein Forumtheater für Jugendliche, bei dem sich die jungen Zuschauerinnen und Zuschauer in die Geschichte einmischen können. Ihr letztes Stück über Jugendliche befasst sich mit deren Verstrickung zwischen Beziehung und Internet – wahrhaft andere Sorgen als die der Jugendlichen in Ramallah. Es geht um eine mögliche Zusammenarbeit mit Hijazi. Nun will sie sehen, wie er und die Jugendlichen arbeiten.

Alle Männer haben sich eingefunden. Sie heissen George, Firas, Husam, Saliem, Ubai, Alex, Mohammed und Ramze. Doch nur eine der Frauen ist gekommen – Maha. Ruth Widmer will, dass sie eine Situation aus ihrem Alltag darstellen, die sie nicht mögen. Die Jungen und das Mädchen bilden einen Kreis. Dabei halten sie sich um die Schultern. Wie eine verschworene Gemeinschaft besprechen sie sich. Nach fünf Minuten sind sie so weit: Sie bilden eine Zweierreihe, heben einen der ihren in die Luft und tragen ihn weg – einen Toten oder einen Verletzten.

Dann sollen sie eine Szene aus ihrem Alltag zeigen, die ihnen gefällt. Und feiernd laufen sie durch die Strassen, rufen: „Palästina ist frei!“

„Und wie“, fragt Ruth Widmer „denkt ihr, dass die Schweizer über Euch denken?“ Nach einer Weile sind sie wieder so weit. Jugendliche werfen Steine. Einer würgt einen Israeli, den sie auf den Boden gezwungen haben. Aus einem Tischdeckchen haben sie eine Kippa, die Kopfbedeckung der jüdischen Männer, nachgemacht – die Details müssen stimmen. Drei von ihnen, unter ihnen das Mädchen, spielen die Schweizer. Sie schauen unbeteiligt, ein wenig blasiert zu.

Dann will Widmer noch wissen, was die Schweizer in ihren Augen von den Israelis hielten. „Das ist dasselbe Bild!“ rufen die Jugendlichen, fast wie aus einem Mund. Doch dann machen sie sich doch wieder an die Ausführung. Sie lachen während der Arbeit, aber sie nehmen auch die vierte Aufgabe immer noch ernst.

Diesmal wirft bloss ein Jugendlicher Steine. Ihm gegenüber – in naher Distanz – stehen vier Siedler. Sie haben Stöcke unter den Arm geklemmt, das sind ihre Gewehre. Auch diesmal spielen wieder drei der Teenager die Schweizer. Sie gehen auf die Siedler, die in der Überzahl sind und schiessen, zu und bemitleiden und beweinen sie.

Später sitzen die Jugendlichen in den Polstersesseln des Foyers. „Wie stellt ihr euch die Probleme der Jugendlichen in der Schweiz vor?“ fragt Widmer. Die Antworten kommen im Nu und in dieser Reihenfolge: „Drogen.“ „Familien, die auseinandergehen.“ „Psychologische Probleme.“ Widmer arrangiert ihre eigene Sichtweise. Sie stellt zwei Jugendliche nur einen Meter voneinander entfernt Rücken an Rücken und lässt sie miteinander via Handy telefonieren. Die beiden geben sich Mühe, schaffen es aber trotzdem nicht. Immer wieder beginnen sie zu gestikulieren und die direkte Kommunikation aufzunehmen. Ein zweites Bild: Ein Schweizer und eine Schweizerin schauen „Big Brother“ und nehmen dabei nur die Gefühle der andern wahr, aber nicht ihre eigenen. Allerdings – die Jugendlichen verstehen nicht recht, was das ist: „Big Brother“.

„Alles, was ihr gezeigt habt, ist politisch“, frage ich. „Gibt es keine anderen Inhalte in eurem Leben?“

„Alles hängt mit der Politik zusammen“, sagt einer. „Beim Opferfest konnten wir unsere Verwandten, die in anderen Städten wohnen, keine Besuche abstatten.“ „Wegen der Soldaten können wir am Abend nicht ausgehen“, sagt ein anderer „Auch die Wasser-, die Elektrizitäts- und die Essensversorgung ist mit der Politik verbunden“, fügt wieder einer bei. Und: „Wir können nicht an Partys gehen wie die Jugendlichen bei euch.“

„Was würdet ihr tun, wenn sich die politische Situation ändert?“

„Wir würden auch an Partys gehen.“ „Wir würden reisen wie alle andern Teenager auf der Welt.“ „Aber wir können das nicht. Wir können nicht irgendwohin gehen und campieren, weil wir uns vor den Siedlern fürchten müssen“, sagt Maha.

„Werden von der Politik auch die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, zwischen Buben und Mädchen, beeinflusst?“

„Ja. Die Eltern haben Angst, uns auf die Strasse zu lassen. Wir können uns kaum einmal in der Woche sehen. Beziehungen sind nur über das Telefon möglich.“ Die jetzige Situation lasse auch ihren Eltern keine Möglichkeit, sich zu entwickeln. „Die politische Lage beeinflusst nicht nur die normalen Beziehungen zwischen Jungs und Mädchen“, sagt jemand. „Auch die Freundschaften zwischen den Jungs sind betroffen.“ „Gerade gestern war ein Rave“, erzählt jemand. „Die Eltern liessen uns nicht raus.“ „Wir konnten nicht zu Verwandten in Jaffa gehen.“ „Seit fünf Monaten,

seit dem Beginn der Intifada im letzten Oktober“, sagt wiederum Maha, „bin ich nicht mehr aus Ramallah herausgekommen, weil die Strassen immer wieder geschlossen sind. Gestern war es das erstemal, dass ich draussen war – wegen eines Besuchs aus Anlass des Opferfests.“

„Was tut ihr in der Freizeit, wenn ihr nicht wegkönnt?“

„Es gibt ein paar Jugendklubs. Da gehen wir hin.“

„Und sonst?“

„Wir schauen TV. Wir schauen stündlich die News.“

„Hört ihr Musik? Kennt ihr den internationalen Pop, Hiphop usw.?“

„Ja, wir kennen das.“ „Ich höre nur manchmal Musik, um zu vergessen.“ „Und ich höre Musik, die sich mit der Intifada beschäftigt.“

„Wie seht ihr die Zukunft?“

„Es wird einen Krieg geben.“ „Es soll einen Krieg geben“, unterbricht jemand.

„Keinen Krieg innerhalb, sondern einen Krieg zwischen den arabischen Staaten und Israel“, erklärt Maha. „Israel hat so viele Dinge versprochen und nie gehalten. Wir werden ihnen nie mehr etwas glauben.“

„Hattet ihr jemals Kontakte mit jüdischen Teenagers?“

Die meisten lachen spöttisch oder schnaufen verächtlich aus. „Wir würden das nie wollen.“ „Doch, wir hatten das einmal. Es war von der Schule verordnet“, sagt jemand. „Aber es hat nicht funktioniert.“ „Es wird nie funktionieren.“ „Zwei von uns haben sich verweigert“, sagt einer. „Vielleicht würde ich mit ihnen reden, um sie zu überzeugen zu versuchen, dass sie das Land verlassen sollen, das sie besetzt haben. Denn es ist unser Land!“ schliesst Maha.

„Macht ihr bei der Intifada mit?“ will ich nun noch wissen.

„Of course“, sagen sie aus einem Mund. „Aber wir kämpfen auch mit Worten, nicht nur mit Steinen. Wir unterhalten uns mit Freunden auf der ganzen Welt über unsere Lage. Das ist auch die Intifada.“ Nur George sagt: „Ich habe es schon auf alle Arten gemacht.“

„Das heisst, auch mit Steinen?“

„Ja“, sagt George. „Es ist unser Land.“

Nahe der „School of Hope“ liegt das Khalil Sakakini Cultural Centre. Es ist ein älteres Wohnhaus in einer Reihe stilvoller Vorstadthäuser oberhalb der Strasse. Inzwischen ist Manfred Wüst zu uns gestossen. Er ist Theologe und Orientalist und lebt

zusammen mit seiner Frau seit drei Jahren als Leiter des damals neugegründeten Goethe-Instituts in Ramallah.

Die Ausstellung will den Toten der „zweiten Intifada“, die seit dem Oktober 2000 dauert, ein Andenken bewahren. Eine Transparentfolie zeigt das Bild der Toten. Darunter liegt in einer Plexiglasvitrine der Gegenstand, der für den Toten typisch war. Ursprünglich wollte man aller Toten auf diese Weise gedenken. Schliesslich hat man sich auf die Würdigung der ersten hundert beschränkt. Denn inzwischen ist die Zahl auf über vierhundert angestiegen.

In den Vitrinen liegen Schlagbohrer, Mauerkelle und Lieblings-CDs. Die Werkzeuge sind Hinweise, dass die Besitzer während der Arbeit beim Durchzug der Intifada und der israelischen Soldaten gefallen sind. Unter dem Foto eines Manns hängt das Porträt seiner Frau, von ihm selber in Öl gemalt. Unter der Vitrine eines Knaben steht ein blaues Kinder-Mountainbike Marke „Black Horse“ mit einem Teddybär hinter dem Sattel.

Die meisten Toten sind jung, viele Kinder. Bei zwei Knaben befindet sich eine kleine, kaum mehr als zehn Zentimeter grosse, hölzerne Steinschleuder in der Vitrine, im einen Fall liegt die Schleuder auf einem zusammengelegten Fatah-Tuch. Die Ausstellung ist der Beleg dafür, dass die Israelis auf Kinder schiessen, die mit einer Steinschleuder bewaffnet sind. Denn die Scharfschützen haben den Befehl, zu schiessen, wenn jemand ihrem Ermessen nach über zwölf ist und sich „verdächtig bewegt“. Die Unverhältnismässigkeit im Gebrauch von Schusswaffen schlägt sich in den Opferzahlen nieder: auf einen israelischen Toten kommen sechs palästinensische.

In einem Restaurant im Zentrum von Ramallah, das an diesem Tag von vermögendere palästinensischen Familien in Festtagsstimmung besucht wird, treffe ich Khaled Hijazi. Er ist Architekt und Dozent für Entwurf an der Universität in Nablus. Den grössten Teil seines Lebens verbrachte er in Kuwait. Heute lebt er in Ramallah. Seine Frau ist Schauspielerin. Das Paar hat ein Kind.

„Ich bin nach dem Oslo-Abkommen zurück gekommen, weil ich mich als Palästinenser fühle und mir versprach, dass sich die Situation durch das Abkommen verbessert“, sagt Hijazi. Fünfmal in der Woche muss er wegen seines Berufs von Ramallah nach Nablus fahren. Die Strecke beträgt kaum 50 Kilometer. Zuvor brauchte er für die Distanz drei Viertelstunden. Heute ist es wegen der Strassensperren mindestens doppelt so lang. „Ich habe Angst“, sagt er. „Die Siedler werfen mit Steinen auf Autos. Bevor ich losfahre, höre ich Nachrichten. Aber ich fahre trotzdem. Schliesslich kommen auch alle Studenten aus besetzten Gebieten.“

Alle Checkpoints auf dieser Strecke seien in den letzten fünf Monaten entstanden, so Hijazi. Angst hat er vor allem vor den Siedlern. „Die Siedler schlagen. Die Soldaten schauen zu“, sagt Hijazi. „Ich habe das selber gesehen. Sie haben nichts unternommen. Es war in einer C-Zone. Und in dieser Zone sind die Israelis für die Sicherheit aller verantwortlich.“

„Ich kann nachempfinden, wie sehr die Juden gelitten haben. Aber die Geschichte der Siedlungen hat nichts mit der Geschichte der Juden zu tun. Es gibt dafür keine Entschuldigung.“ Auch er erwartet eine Eskalation der Situation. „Ich habe mir den Frieden anders gewünscht“, sagt er mit Blick auf seinen Umzug nach Ramallah. Jetzt überlegt er sich, wieder fortzugehen. Als Gutgebildeter hätte er die Möglichkeit, wieder in ein anderes arabisches Land zu gehen, will aber nicht als feige gelten. Schliesslich sagt er: „Wenn man im kulturellen Bereich arbeitet, muss man freier sein.“

Es ist Nachmittag. Wir haben in den Nachrichten gehört, dass die Strasse nach Bir Zeit, der wichtigsten und renommiertesten Universität der Palästinenser, in der Nacht von israelischem Militär mit schwerem Gerät aufgerissen und blockiert worden ist. Dabei wurden auch die Telefonlinien unterbrochen. Bir Zeit liegt ein paar Kilometer nördlich von Ramallah. Die Universität ist ein Symbol für die Intifada. Zusammen mit dem Ehepaar Wüst fahre ich zur blockierten Stelle.

Bald gerät der Verkehr ins Stocken. Auf 100 Metern ist die neu ausgebaute Fahrbahn roh und breitflächig aufgerissen. Nachdem seit Beginn der Intifada die Hauptstrasse Ramallah–Nablus für Palästinenser geschlossen ist, war dies die einzige verbliebene Verbindung in den Norden der Westbank. Tags zuvor war ich auf ihr noch in den Flüchtlingsort Jalazon gefahren.

Mit einem kleinen Bulldozer sind die Palästinenser dabei, den Schutt wegzuräumen und die Strasse wieder zu ebnen und passierbar zu machen. Am Strassenrand kauern in einem Erdloch ein halbes Dutzend Männer der palästinensischen Telecom und versuchen, die Telefonverbindung wieder instandzustellen. Privatautos und gelbe Taxis holpern über die zerstörte Strasse. Erst seit kurzem ist die Durchfahrt wieder möglich. Vorher brachten Taxis die Passagiere auf der einen Seite zur Blockade. Andere Taxis holten sie auf der anderen Seite wieder ab. Das „Katz-und-Maus-Spiel“ live.

Ich staune über die Gelassenheit, mit der die Strassenarbeiter wieder Ordnung schaffen und mit der die Leute ihren Weg fortsetzen. Alles entspricht nicht dem Klischeebild der demonstrierenden oder terroristischen Palästinenser, sondern vielmehr demjenigen fatalistischer Menschen, die die Dinge hinnehmen und „Inshallah!“ sagen. Auch eine gute Portion Resignation mag dabei sein, ohnehin nichts ausrichten zu können.

Für Wüst ist klar: „So etwas ist nicht denkbar ohne Zustimmung des Ministerpräsidenten.“ Tatsächlich fand der Anschlag auf die Strasse in der Nacht vor der Amtseinssetzung der neuen Regierung Sharons in der Knesset statt. Die Verantwortung dafür kann später auf den noch amtierenden Ministerpräsidenten Barak abgeschoben werden. Wüst vermutet, dass die Strassenzerstörung eine Reaktion auf den Bombenanschlag in Netanya des vorangegangenen Sonntags ist. Dabei wurden drei Menschen getötet. Die Strassenzerstörung wäre für ihn damit „das Beispiel einer der kollektiven Vergeltungsmassnahmen, mit denen das israelische Militär die palästinensische Bevölkerung drangsaliert“. Dies allein wäre

völkerrechtswidrig. Zudem geschah der der Eingriff in der B-Zone. Das Eindringen in das Autonomiegebiet der Palästinenser ist ein Bruch der Osloer Verträge.

Eine Stunde später stehe ich mit Wüst auf dem Balkon des Goethe-Instituts. Es ist eine Wohnung im vierten Stock im Norden von Ramallah, ganz in der Nähe des Sitzes der palästinensischen Autonomiebehörde. Der Blick reicht bis zur neuen jüdischen Siedlung Pesagot im Nordosten. Auch diese Siedlung liegt zuoberst auf einem Berg und ist abgeschottet wie eine Burg. Direkt zu ihren Füßen liegt dichtes Wohngebiet der Stadt Al-Bireh. Wüst beschreibt, wie hin und wieder Palästinenser nicht an sich halten können und zur Siedlung hinauf schiessen. Das Prinzip der Israelis sei, gleich massiv zurückzufeuern.

Wüst zeigt auf das Haus an der nächsten Strassenkreuzung. Es liegt keine hundert Meter vom Goethe-Institut entfernt. Gerade eine Woche sei es her, dass durch Splitter von Schrapnellgeschossen aus Pesagot vor diesem Haus eine vorbeigehende Frau getötet und zwei weitere Frauen verwundet wurden. Die Bilanz seit Oktober 2000: mindestens vier Tote in der Stadt. In Pesagot wurde zumindest physisch niemand verletzt.

Dann nimmt Wüst eine Karte von der Wand und legt sie auf den Tisch. Sie zeigt die Zoneneinteilung von Oslo. Der Flickenteppich macht klar, dass die fünf, sechs autonomen palästinensischen Städte von C-Zonen umgeben sind und durch Strassensperren jederzeit voneinander isoliert werden können.

Auf der Karte sind auch die jüdischen Siedlungen im 1967 annektierten Gebiet eingezeichnet. Es sind inzwischen knapp zweihundert. Die Siedlungen sind nicht zerstreut, sondern entlang wichtiger Verkehrswege gebaut. So ziehen sie sich in die eroberte Westbank hinein. „Wie Krakenarme“, sagt Wüst.

Er holt eine weitere Karte. Sie wurde im Internet veröffentlicht von Hanan Ashrawis „Palästinensischer Initiative zur Förderung des globalen Dialogs und der Demokratie“ (Miftah) und zeigt die territorialen Vorschläge Israels für ein Friedensabkommen mit den Palästinensern. Die Karte sieht die Annexion einiger weiterer Gebiete vor. Diese liegen am Rand der Westbank, um Jerusalem sowie entlang der Siedlungsketten, die sich in die Westbank hinein ziehen. Palästinensische Dörfer, die beiderseits dieser Korridore nur wenige Kilometer auseinander liegen, würden damit jeden Kontakt untereinander verlieren. Vor allem zeigt die Karte einen Keil, der von Jerusalem bis zum Jordan in der Nähe von Jericho reichen soll. Durch ihn würde die Westbank in zwei Teile getrennt. Verbunden wären die Nord- und die Süd-Westbank nur mehr durch eine Passage im Jordangraben. Erst noch scheidet der Plan zusätzliche Gebiete aus, die „auf Zeit“ von Israel besetzt gehalten werden sollen. Es sind dies die landwirtschaftlich und touristisch interessanten Zonen im Jordangraben und am Ufer des Toten Meers: Die Karte zeigt ein Palästina, das nie lebensfähig sein und immer nur subsistieren wird.

Wüst hängt die Karte wieder zurück. Wir prüfen, ob sie nicht schief hängt.

März 2001

Ungedruckt. Ich weilte vom 4. bis zum 8. März 2001 in Ost-Jerusalem und Ramallah.

Als ich den Text 2008 mal editierte, schrieb ich dazu: „Das in diesen Tagen zusammenrecherchierte zivile Leiden auf palästinensischer Seite, das überdies schon vierzig Jahre lang dauert, ist im Vergleich mit dem, was sich Sharon im Windschatten des internationalen schlechten Gewissens gegenüber den Juden seitdem leistet, Peanuts.“

Ich möchte mich zur Entwicklung seitdem nicht äussern. Das Leiden ist immer auf allen Seiten zu gross.

Und wurde seitdem nirgendwo geringer, oder? (10.6.16)